

## Spießgefellen

Von Ákos Molnár

Im Schloß der Vorzimmertür knirschte der Schlüssel, worauf die Frau den bereits halb gestopften Strumpf rasch fortlegte und ihre kurzen Beine flink bewegend, in die Küche hinausschleifte, um das Abendessen zuzubereiten. Als sie die Eierspeise hereinbrachte, saß der Mann, auf den Ellenbogen gestützt, mit gesenktem Kopf am Tisch und sagte, ohne aufzublicken: ... Servus. In seine Gedanken vertieft, verharrete er auch weiterhin in derselben Lage, griff mit der zweiten Hand nach der Gabel, begann so zu essen, sagte aber beim dritten Bissen:

„Gestern hat es auch Eierspeise gegeben ...“

Die Frau seufzte tief: „Das ist deine größte Sorge!“

Der Mann schob den Teller fort und blickte sich gereizt um.

„Nimm diese Eierspeise hinaus ... Ich brauche überhaupt nichts ... Laß mich sterben ...“ Und schaute seiner Frau wild ins Gesicht. — „Weißt du, was das bedeutet: ein einziger Mensch? Wie dieser Zahnstocher da! Ein einziger Mensch ist heute ins Geschäft gekommen! Und heute war ein guter Tag, denn es kam endlich ein Käufer ... Aber gestern, vorgestern, und vorher, eine ganze geschlagene Woche hat außer den Bettlern keine Seele sich im Laden blicken lassen! Fertige Anzüge sind heute kein Gebrauchsartikel! Fertige Anzüge kann man nicht essen, fertige Anzüge kauft niemand. Verstehst du?“

„Jä.“

„Ich mag nicht. Hab das Leben satt. Hab von allem genug.“

Die Frau schob ebenfalls den Teller fort und starrte ihren Mann mit zusammengekniffenen Augen wie ein Luchs an.

„Springen dir vor Schande die Augen nicht aus dem Kopf?“, fragte sie zischend. „Und ich? Wer kümmert sich um mich? Wir haben das Dienstmädchen fortgeschickt, ich habe den ganzen Winter im ungeheizten Zimmer gefroren, muß auf meine alten Tage allein aufträumen, lachen, scheuern ... Aber du? Du willst nicht einmal den Esel wegschicken ... Damit du jemand hast, der zu dir Herr Chef sagt ...“

Der Mann schlug mit der Faust so heftig auf den Tisch, daß die Teller zu tanzen begannen.

„Ich habe dir schon achtundsechzigmal gesagt, daß ich den Esel nicht wegschicke ... Er ist zusammen mit dem Geschäft aufgewachsen, ich kann heutzutage nicht einen fünfzigjährigen Mann auf die Straße setzen ... Und wenn ich mir vom eigenen Mund den Bissen absparen muß, auch dann tue ich es nicht ...“

„Von deinem Mund? Du meinst wohl meinen?“

Der Mann hielt sich die Ohren zu und sah die Frau mit blutunterlaufenen Augen an.

„Du, Hanni! Sieh dich vor! Du weißt noch nicht, mit wem du am Tisch sitzt!“

Die Frau nickte mit bitterem Lächeln müde.

„Ich weiß, ich weiß ...“

„Du weißt es nicht. Ein verkommenen Schuft, ein gewöhnlicher Dieb sitzt mit dir an einem Tisch.“ Das pausbäckige kleine Männlein sank völlig in sich zusammen. — „Ich habe gestohlen!“, sagte er heifer und rieb sich nervös die Stirn. „Den einzigen Käufer, der seit einer Woche in den Laden gekommen ist und dem ich die Hand hätte küssen müssen, weil er einen ganzen Anzug gekauft hat, habe ich bestohlen. So tief bin ich gesunken, der ehrbare Kaufmann, der in ehrlicher Arbeit ergraute Steuerzahler, so tief bin ich mit sechzig Jahren gesunken, daß ich zum ersten Male in meinem Leben: stehle! Er gibt mir fünf Zehner-Banknoten und eine Zwanziger-Banknote, statt sechs Zehner. Ich halte sie in der Hand, lege sie nicht in die Kasse, warte, ob er es nicht vielleicht doch merkt. Er merkt es nicht, geht fort. Ich habe gestohlen. Wie ein gemeiner Verbrecher. Aber hier, in der Brust brennt mich das Geld! Am liebsten möchte ich den Mann aufstöbern, um ihm die zehn Pengö zurückzugeben ...“

„Das sieht dir ähnlich! Deine Frau soll sich abquälen, abradern, aber einem wildfremden Menschen möchtest du das Geld zurückgeben! ... Was weißt denn du, was es heißt, mit einem lahlen Wesen zu reden, was weißt denn du, was es heißt, in einem Topf Kaffee zu kochen, in dem ich die Suppe aufwärme, was weißt denn du, was es heißt, im Milchgeschäft die Eier schuldig zu bleiben, die du fortgeschickst, schon wieder Eierspeise, und was es heißt, einen vier Jahre alten Hut zu tragen, zum Gespött der ganzen Straße ... Der mit den zehn Pengö ... Das gibt es nicht, hat es niemals gegeben, die sind vom Himmel gefallen, gehören mir ...“

„Da hast du“, sagte der Mann und fügte leise hinzu: „Gib mir davon sechzig Heller ... Ich möchte ins Kaffeehaus gehen ... War seit zwei Jahren nicht mehr dort ... Möchte wieder einmal hingehen ...“

Die Frau gab ihm, milder gestimmt, sechzig Heller.

„So ... Da hast du ... alter Esel ... Geh ins Kaffeehaus ...“

Der Mann packte die Frau bei der Hand.

„Du, Hanni ... Du weißt ja ... Ich bin ein jähzorniger Mensch, weiß nicht mehr, was ich dir vorhin gesagt habe ... Entschuldige ...“

Die Frau küßte ihn auf die Stirn:

„Ich bin die Schuldige ... Bin nervös ... Was ist doch aus uns geworden!“

Es läutete.

Sie sahen einander erschrocken an. Der Mann knöpfte seinen Rock zu und eilte mit knarrenden trippelnden Schritten hinaus. Die Frau lauschte hinter der halb geöffneten Tür, was draußen geschähe. Ihr Herzschlag setzte aus: der Käufer war um sein Geld zurückgekommen. Doch raffte sie sich sofort auf: hier tat eine rasche Einmischung not, bevor der Alte eine Dummheit macht. Sie eilte ins Vorzimmer hinaus.

Ein mageres, abgeraderles, nach einem Handwerker aussehendes Männlein stand in der Tür und drehte verwirrt den Hut in der Hand.

„... nämlich ... Sie müssen entschuldigen, daß ich Sie in Ihrer Privatwohnung belästige ... Grubees ist mein Name ... Offenbar habe ich in Ihrem Geschäft zehn Pengö liegen gelassen ... Dort muß der Irrtum geschehen sein ... Ich bin auch selbst ein armer Mann und zehn Pengö sind heutzutage viel Geld ...“

Niemand antwortete. Jemandes wurde eine Tür zugeschlagen, vom Barriere hörte man das Radio, ein schwermütiges ungarisches Volkslied.

„Kein ...“, sagte ängstlich die Frau und räusperte sich. „Bei uns haben Sie nichts gelassen ...“ Dann wandte sie sich mit lebhaftem Interesse an ihren Mann: „Hat am Abend die Kasse gestimmt?“

„Die Kasse? ... O ja, selbstverständlich, die Kasse hat gestimmt ...“

„Bis auf den Heller“, sagte die Frau lebhaft zu Herrn Grubees. „Bei uns ist jeder Irrtum ausgeschlossen ...“

„In meinem Geschäft ist seit dreißig Jahren kein Irrtum vorgekommen“, bekräftigte der Mann. „Wie stellen Sie sich vor, daß ...“

Herr Grubees schluckte heftig.

„Nun ... wenn die Kasse gestimmt hat ... dann läßt sich tatsächlich nichts machen ... Ich empfehle mich ...“

Das Ehepaar lehrte wortlos ins Zimmer zurück.

Die Frau trank einen Schluck Wasser.

Der Mann biß das Ende einer billigen Zigarre ab und spuckte es zornig in die Ecke.

„Wir reißen einander den Bissen vom Mund ... brummte er mit bitterem Nachgeschmack und sog mit aller Kraft an der schreckt ziehenden knolligen Zigarre.“

(Einzig berechnete Uebersetzung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.)

# Die erste Nacht

Von Felix Hedenbach.

Felix Hedenbach, der Sekretär Kurt Eisners, des bayerischen Ministerpräsidenten, und später sozialdemokratischer Redakteur in Detmold, gehört wie tausend unbekannte sozialistische Soldaten, die „auf der Flucht“ von vorn erschossen wurden, zu den unsterblichen Opfern des deutschen Proletariats. Felix Hedenbach war schon während des republikanischen Weimarer Systems unerschuldig mehrere Jahre in bayerischen Jugendhäusern eingesperrt. Schließlich wurde er amnestiert. Aus seiner Jugendhauszeit stammt das Büchlein „Im Haus der Freudenlosen“, dem wir ein kurzes Kapitel „Die erste Nacht“ entnehmen.

„Der Transportwagen liegt auf dem Tisch. Am oberen Rand lese ich: „Vorsicht!“ Das Wort ist mit Kohlstift stark unterstrichen. Der Anstaltsdirektor wird durch die Wache verständigt, daß ein „Zugang“ eingetroffen. Gleich darauf werde ich abgeführt. Ein Beamter der Zonafache und ein Nachtwächter begleiten mich. Die großen Gittertüren, der geräumige Hof mit seinen mächtigen Arkadenbögen, die hohen, gewölbten Gänge, durch die wir kommen, das alles sieht so düster aus und wirkt in der Beleuchtung der mitgeführten Handlaternen fast geisterhaft und unwirklich. Und doch ist's bittere Wirklichkeit. Der Nachtwächter ist mit Karabiner und Pistole ausgerüstet. Neben ihm geht ein großer Polizeibund, der mich mißtrauisch anstarrt.

Wir stehen in einem hohen Kreuzbogen vor einer Zellentür, sie wird geöffnet. Wie der Beamte Licht macht, pralle ich entsetzt zurück. Ich hatte mir unter dem Begriff „Jugendhaus“ allerdings Unangenehmes gedacht. Was ich aber in dieser Zelle zu sehen bekomme, übersteigt meine schlimmsten Vorstellungen.

In die Zelle ist ein großer Käfig aus rot-lackierten Eisenstangen eingebaut.

Mich überläßt ein kalter Schauer.

Die Käfigtür wird geöffnet und mir bedeutet, daß ich eintreten soll. Ich halte das für einen rohen Scherz, den man sich mit mir machen will. Aber es ist brutalster Ernst.

„Da soll ich hinein?“ frage ich, noch immer ganz ungläubig. Der Beamte bejaht. Dabei dreht er seinen martialischen, schwarzen Säumerbart.

„Das ist ja der reinste Tierkäfig!“

„Jetzt sind's halt im Jugendhaus“, kommt es lakonisch zurück, „aber ich bin doch kein Raubtier.“

Der Beamte lächelt überlegen und raschelt dabei mit seinem großen Schlüsselbund.

„Wenn's amal a Peitlang da jin', na werns schon einsehen, daß 's hier Leut' gibl, für die me so was braucht.“ Es war nichts zu ändern, ich mußte hinter die roten Eisengitter.

Jetzt scheint mir nichts mehr unmöglich, selbst nicht die Ungeheuerlichkeit, längere Zeit in diesem Raum bleiben zu müssen. Ich frage mechanisch danach. Keine Sorge wird mir zum Teil beboben.

„Morgen ist Sonntag. Bis Montag müssen's also Geduld haben. Es is so a nil so schlimm, wie's aussieht.“ Mir ist's schlimm genug.

Ich werde allein gelassen. Der Beamte geht, um Matratze und Schlafdecken zu holen. Ich schaue mir den Käfig näher an. Er ist zwei

Meier hoch. Die oberen Querstangen kann ich bequem mit der Hand erreichen. Die Rücken- und die linke Seitenwand werden von der Zellenmauer gebildet. Ganz unten, fast am Fußboden, ist ein eiserner Ring in die Mauer befestigt, eine Vorrichtung für Fußfesselung. Der einzige Einrichtungsgegenstand steht in der Ecke: ein Holzfüßel mit Deckel ohne Handgriff, die obligate Opferhöhle.

Ich gehe auf und ab.

Mit drei Schritten habe ich den kleinen Raum durchgemessen und muß dann immer wieder lehren machen. Unwillkürlich denke ich an Raubtierkäfige in Menagerien, in denen gefangene Tiere ruhelos am Gitter hin- und herstreifen.

Da geht die Zellentür wieder auf. Matratze, Kopfteil, zwei Schlafdecken und ein Leintuch werden gebracht und auf dem Boden des Käfigs zum Schlafen hergerichtet. Ich muß mich nackt anschieben. Vor Kälte zittere ich.

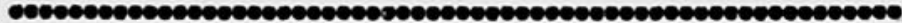
Leibesvisitation.

Kein Winkel, keine Oeffnung des Körpers bleibt undurchsucht. Dem Beamten ist das schon zum alltäglichen Handwerk geworden. Er fühlt nicht mehr, welche tiefe Demütigung der ganze Vorgang für den Gefangenen bedeutet.

Mein Hemd bekomme ich wieder zurück. Alles übrige an Wäsche und Kleidung wird mir abgenommen. Käfig und Zellentür werden verschlossen und verriegelt. Gleich darauf lösch das Licht aus.

Es ist dunkel und kalt.

Ich bin müde von der langen Bahnfahrt, aber die neuen Eindrücke beschäftigen mich, und der Gedanke an den schauerhaften Eisenkäfig, worin ich liege, läßt mich keine Ruhe finden. Ich kann nicht schlafen.



## Im Bankfasse

Kriminalnovelle von Werner Krueger

„Nein, es ist mir unmöglich“, sagte der Direktor der Commercebank Ltd. zu St. Orleans mit einem bedauernden Achselzucken. „Ich kann die Depositen nicht mehr in Verfall nehmen! Das Personal hat bereits die Arbeitsräume verlassen. Es ist drei Stunden nach Geschäfts-schluss. Außerdem sind die Safes schon geschlossen!“

Er spielte bei diesen Worten mit einem Bleistift, der an einer Spiralfeder auf den Bahntisch herabhing. Vor ihm, im bereits verdunkelten, nur durch eine Lampe erhellen Raum standen ein hochgewachsener Mann und eine Dame. Beide im Autodreh.

„Das ist für mich recht gefährlich“, sagte der späte Bankkunde verärgert, „ich trage in meiner Tasche Papiere mit mir, deren Verlust nicht nur mich, sondern auch einen ganzen Wirtschaftskonzern empfindlich schädigen könnte.“

Der noch sehr junge Bankvorsteher dachte nach.

„Es geht doch nicht!“ meinte er dann resigniert, „in meiner Wohnung wären die Papiere ebensowenig sicher wie in Ihrer Tasche. Und die Depositenkeller sind geschlossen.“

„Haben Sie keine Schlüssel?“ fragte jetzt der Fremde sich schnell vorbeugend.

Dem Direktor schien diese Frage unwillkommen zu sein. Ein unbegreifliches Gefühl überfiel

Die nahe Turmuhr zeigt jede Viertelstunde die Zeit an. Ungeduldig zähle ich die Glockenschläge. Träge schleichen die Stunden und dehnen sich zu Ewigkeiten. Eine schlaflose Nacht scheint endlos, besonders in solcher Lage.

Ich habe immer nur den einen Gedanken: Wie komme ich aus dem Eisenkäfig heraus?

Bis Montag hat mich der Beamte vertrieben. Dann soll ich in eine ordentliche Zelle kommen. Also einen ganzen Tag und noch eine volle Nacht hier zubringen. Ich nehme mir vor, gleich am nächsten Morgen den Versuch zu machen, in einen andern Raum zu kommen. Wenn man mich aber abweist? Dann bleibe's beim Käfig.

So kreisen meine Gedanken unaufhörlich um den einen Punkt. Der Nachtwächter kommt wiederholt, knipst das Licht an und schaut durch den kleinen Spion in der Tür. Er will sich vergeewissern, daß alles in Ordnung sei.

Auch in der nächsten Nacht rinnt eine Stunde nach der anderen ab und die letzte Dämmerung dem Morgen entgegen.

Es schlägt sechs Uhr.

Ich stehe auf, will mich ankleiden, um dann auf und ab zu gehen. Aber ich finde meine Kleider nicht. Da fällt mir ein, daß ich sie am Abend hatte abgeben müssen. Im Hemd spazieren gehen, wäre doch etwas ungemütlich; es ist auch zu kalt dazu.

Es bleibt mir nichts anderes übrig, als mich wieder auf die Matratze zu legen.

Bis halb acht Uhr bleibe ich unter den Schlafdecken verkröchten, dann wird's lebendig im Haus. Ich höre Schritte, Stimmen, Schlüsselklirren, Türen auf- und ausgehen.

Die Zellentür wird geöffnet.

Ein Wächmeister bringt mir meine Kleider und Wasser zum Waschen. Bald darauf kommt die Morgenkost, eine Fleischschüssel voll Brennsuppe und ein Stückchen Brot. Ich habe Hunger und lasse nicht den kleinsten Rest übrig.

ihn bei dem Gedanken, jetzt mit dem Unbekannten und seiner Begleiterin in die dunklen Kellerräume hinuntersteigen zu müssen.

„Ich habe zwar die Schlüssel“, entgegnete er darum, „aber es ist gegen die Geschäftsordnung, wenn ich ohne einen zweiten Bankbeamten den Depositenraum betrete.“

Der Große schwieg. Dann meinte er:

„Und dagegen gibt es keine Ausnahmestimmungen?“

Dann fuhr er, sich langsam vorbeugend, fort:

„Was glauben Sie, lieber Direktor: Gesetzt den Fall, die Papiere gehen ohne mein Verschulden verloren und ich berufe mich darauf, daß ich sie vor dem Verlust wohl noch hätte deponieren können, der Herr Direktor aber der St. Louiser Filiale der Commercebank Ltd. es ablehnte, nach Geschäfts-schluss Depositen anzunehmen. Was glauben Sie? Würde der Wirtschaftskonzern, den der Verlust der Dokumente sehr schädigen würde, nicht etwa einen bestehenden Kredit kündigen? Was aber glauben Sie, würde Direktor Johnston in Chicago dazu sagen?“

Der Bankvorsteher sah den Fremden bei Nennung dieses Namens mißtrauisch an. Er war vor kurzem erst mit der Leitung der Filiale



## Jeder Parteigenosse liest das Parteiblatt!

in St. Louis beauftragt worden und fürchtete immer noch eine der verhängnisvollen plötzlichen Revisionen des Generaldirektors Johnston, die dieses stets persönlich auszuführen liebte. Wer konnte wissen, ob nicht der Fremde irgendwie ein Bekannter, ein abgeandter Horcher —

Hastig sagte er:

„Ich übernehme die Papiere!“

„Es ist gut!“ meinte der Große kurz. —

Nach etwa fünf Minuten, in denen der Bankvorsteher die Schlüssel herbeiholte, begaben sich die drei Personen die Treppe hinunter in das Depositenabteil. Vor der Tür hielt der junge Direktor inne:

„Einen Augenblick, meine Herrschaften!“

Er streifte seinen beiden Begleitern dicke Mullbinden über die Augen und stellte dann das Schlüsselwort der großen Tür ein. Mit seinem Klagen drehte sich die schwere Eisenplatte um einen Viertelkreis. Einen kurzen Wink noch warf der Bankbeamte auf die unverzeihlichen Alarmdrähte, fühlte nach seinem Browning in der Tasche und nahm dann den beiden Kunden die Binde ab.

Eine schwüle Luft schlug ihnen entgegen.

„Ruh, welche schlechte Luft!“ machte die junge Dame und entnahm ihrer Handtasche ein Fläschchen kölnisches Wasser. Ehe sie es aber entlocken konnte, sank sie mit leisem Schrei hintenüber. Die beiden Männer konnten sie gerade noch auffangen und den leblosen Körper auf die Erde gleiten lassen.

„Eine Ohnmacht! Sie hat das öfter!“ sagte jetzt der Fremde. „Da Sie den Raum nicht verlassen dürfen, werde ich den Arzt holen!“

Der Direktor nickte und blieb bei der Kranke zurück.

Sehr bald jedoch ertönten Schritte auf der Treppe und der große Fremde kehrte mit einem älteren Herrn in weißem Mantel wieder, der ein kleines Köfferchen in der Hand trug. Er setzte es auf den Boden nieder, öffnete es und nahm eines der vielen darin stehenden Fläschchen heraus.

„Welch praktische Apotheke!“ sagte der Fremde und glitt mit der Hand spielend über die Korke der Fläschchen im Koffer. Ohne daß es der Direktor gewahrt wurde, ergriff er dabei aber einen Rund feinsten Dietrichs, die auf dem Boden des Koffers lagen.

Dann lehnte er sich mit dem Rücken gegen die Fächer des Wandtresors und entzündete eine Zigarette.

„Wegen der schlechten Luft,“ meinte er entschuldigend zu dem Bankbeamten. Hinter seinem Rücken aber arbeitete er geschickt und geräuschlos mit den Dietrichen. Einer nach dem anderen wurde eingepaßt, und endlich fiel die Klappe des Safes gegen seinen Rücken. Er legte sie vorsichtig mit der Hand um und griff in das Fach hinein.

In der versteckten Tasche seines Ueberrocks eingenaht in das Leder verschwanden die Papiere. Einige vorsichtige Griffe und das Safe war wieder geschlossen.

„Ihre Frau Gemahlin kommt wieder zu sich!“ sagte da der alte Arzt, sich aufrichtend.

Der Fremde ging auf die sich Aufrichtende zu und sagte jählich:

„Mary, ist dir wieder besser, liebe Mary?“ Dann sagte er zu dem Bankdirektor:

„Setzt aber schnell, daß wir aus dieser abscheulichen Luft herauskommen!“

Der Arzt wurde sofort bezahlt. Dann verschloß der Fremde im Beisein des Direktors ein verriegeltes Kabinett und alle begaben sich wieder nach oben. Auf der Treppe wandte sich der Große noch einmal um und sah auf das Fach, das er vorhin geöffnet hatte.

„2 10 557! Es ist richtig!“ murmelte er.

„Haben Sie etwas verloren?“ fragte der Direktor zuvorkommend.

„Doch, mein Feuerzeug!“ meinte der Fremde gleichgültig, bückte sich und verwahrte ein silbernes Feuerzeug wieder in seiner Brusttasche.

„Was meinst du, Bob, was wir von der Fabrik in San Francisco für das Geheimverfahren zur Herstellung der Tabletten gegen das Sumpffieber erhalten werden?“ fragte die junge Dame, nun wieder ganz gesund, ihren Arm um den kräftigen des großen Fremden legend, der mit geschickter Hand den Ehrsteler durch die Landschaft steuerte.

„Schätzchen!“ lachte er, „keine Sorge! Hunderttausend Dollar genügen für die Hochzeit. Was aber das Beste sein wird, ich verkaufe das Geheimverfahren in Sydney noch einmal. Also zweihunderttausend Dollar, bitte sehr!“

## Die Verwandlung



„Hier mit Blume!“



Höse Frau



„Ach, entschuldigen Sie!“

## Das Geheimnis der Mine am Fort Simpson

Der neue Goldrausch in Kanada. — Mit Flugzeugen und Schlitten zum Liard-River. — Der mysteriöse Tod der Brüder McLeod. — Jack Stanier auf ihren Spuren. — Die Raube der Indianer. — Der Trout-See und seine Schätze.

Unter den alten Goldgräbern zwischen dem Großen Ocean und der Hudson-Bai ist ein neuer Goldrausch ausgebrochen. 40 Kilometer vom Fort Simpson entfernt hat man Gold gefunden. Man hat eine Mine entdeckt, die einst schon jene Brüder McLeod fanden, die aber diesen Fund mit ihrem Leben bezahlen mußten, — als Opfer einer geheimnisvollen Indianerrache.

### Wie Stanier seinen Tip bekam...

Es ist nun auch schon wieder zehn oder zwölf Jahre her, seit Jack Stanier, als er in einem Winter beim Fort Vermilion eingeschneit war, von einem alten, alkoholischen Indianer den Goldtip kaufte.

Erst hatte man das Geld betwürgelt und betrunken. Und dann spielte man um seine Geheimnisse: um Jagdfährten und schließlich um Goldtips.

Der Indianer hatte nachher geheult wie ein kleiner Hund, als der Kauf ein wenig von ihm getwichen war und er sich erinnerte, daß er um einen Wurf das Gold verriet. Aber Jack Stanier schenkte ihm eine ganze Flasche schlechten Rum, die er selbst auf Kredit erstand. Damit konnte der Indianer sein Gewissen beruhigen.

Jack Stanier aber schlief in den nächsten Tagen und Wochen kaum mehr. Er biß sich fast die Zunge ab, um nicht über seinen Tip zu sprechen. Und als das Eis getwichen und der Schnee geschmolzen waren, zog er wie die anderen Fellejäger hinaus — aber nicht auf die Tierjagd,

sondern mit einem Beutel Dynamit, einer Hade und einem Sieb. Wie damals vor 30 oder 40 Jahren die Goldgräber.

Er hielt zum Li-Konan-Twene, also nach Nordwesten. Dort mußte der Trout-See liegen, der vom Großen Sklaven-See gespeist wird und bald kommt und bald verschwindet, seine Geheimnisse mit Wasser und Eis verhüllt oder sie verriät. Ganz wie das Schicksal es will...

Und seit jenem Frühjahr hörte und sah man nichts mehr von Jack Stanier. Nur im Fort Simpson tauchte er einige Male auf und erkundigte sich bei dem Kontinentwirt nach den Brüdern McLeod...

### Auf alten Fährten.

McLeod? Ach ja, das waren die Brüder William und Frank. Fröhliche Jungs und mutige Burschen. Aber sie suchten Gold in einer Zone, wo damals, vor nunmehr 29 Jahren, noch 200 Indianer sich auf ihrer Väter Sitten eingeschwohren hatten und niemanden in ihr Revier ließen.

Eines Tages kam ein junger Indianerwischling, der mit den Leeds hinausgezogen war zu dem kleinen See, der unterirdisch mit dem Trout-See zusammenhängen soll. Macmillansee nannten sie ihn. Nicht weit vom Liard-River.

Und der Junge meldete, sie hätten Gold gefunden und hätten, man möge ihnen die auf einem Bettel aufgeschriebenen Sachen bejagen: Ausrüstungsgegenstände, Schwären, Pulver, Tabak, zwei Felte, vier Siebe. Sie kämen in zwei Wochen, um alles abzuholen. Mit reinem,

ihöhem Gold würden sie bezahlen. Der Junge trug eine Probe mit sich. Schönes, gutes Gold. Man besorgte alles. Aber die Brüder McLeod kamen nicht. Sie sind bis heute nicht mehr wiedergekommen.

**Die Todes-Höhle.**

Die Indianer hatten sich an den glücklichen Goldsuchern gerächt. Sie lockten sie, durch einen von ihnen, vor einem Gewitterregen in eine Höhle. Das war aber die Höhle an jenem kleinen See, der unterirdisch mit dem Troutsee zusammenhängt. Als das Wasser vom Himmel niederstürzte, stieg der kleine See mit rasender Geschwindigkeit hoch empor. Denn auch in der Natur gibt es das Gesetz von den kommunizierenden Röhren. Und die Brüder ertranken jämmerlich.

Nach ihnen gingen, geführt von dem Indianermischling oder allein, zwei oder drei Dutzend verwagener Goldjäger zum kleinen See. Das Gold fand niemand. Aber einer entdeckte die Höhle, in der die Brüder ertränkt waren.

Die Indianer hatten die Toten mit ausgepaukten Armen und Beinen wohl als Opfer an die Geister des Sees, mit Kajerjriden an die Decke der Höhle gebunden. Wie mächtige Fledermäuse hingen sie dort oben, Selette in Kleiderfetzen. Aber das Gold fand niemand. —

**Die Goldmine der McLeods.**

Niemand vor Jack Stanier hatte aber auch einen so guten und einwandfreien Tip. Vielleicht war dieser alte Indianer aus dem Fort Vermilion einer der 200, die damals die Brüder in den Tod lockten, um ihr Goldgeheimnis zu bewahren.

Jedenfalls hat Stanier das Goldgeheimnis gefunden. Aber er suchte zwölf Jahre lang. Er steckte seinen Claim ab, füllte sein Halstuch mit gutem, schönem Gold und wanderte zum Fort Simpson hinab.

Als er nun durch den Fernsprecher in Edmonton seine Geräte bestellte, hochhien die Kal-lenjeller, die abgebaute Pferdehirten und gewerksmäßigen Falschspieler, die jetzt in dieser Einsamkeit Kanadas ihre Opfer suchen, auf. Das Rang nach Gold.

Sie nahmen ihn ins Verhör, den guten Jack Stanier. Vielleicht sprach er mehr, als er sonst getan hätte. Aber die zwölf Jahre Schweigen lösten ihm die Zunge. Drei, vier Tage später wurde man nicht nur in Edmonton, auch in Saskatoon und selbst in Vancouver und in allen Forts auf 1000 Kilometer rund herum, daß die Goldmine der McLeods gefunden sei...

**Jetzt Wettlauf ums Gold...**

Mit den letzten entwerteten kanadischen Dollars kaufte man sich ein Hundegespann, einen guten Schlitten, 150 Rationen Essen und einige Geräte und jagte los. Hinaus in den kanadischen Winter, der doch noch lange nicht zu Ende ist.

Andere charterten sich Flugzeuge, die sie mit Fallschirmen in den genau bezeichneten Stellen mühsam ihren Bündeln abwerfen sollten. Das waren schon die ganz Modernen, aber auch die Waghalsigsten unter diesen Goldjägern.

Nur Jack Stanier wird warten, bis der Frühling kommt. Sein Claim ist abgesteckt. Sein Gold wird er schon wiederfinden. Die Früchte seiner mühevollen Suche, zwölf lange Jahre hindurch.

Die anderen? — Ob sie ins Glück führen oder fügen? — Oder in den Tod? — Wie damals die Brüder McLeod? Wer kann das sagen, ehe die kanadische Frühlingssonne den Schnee zwischen dem Trout-See und dem Ward-River schmilzt!

J. L.

**Dies und das**

**Notes Glas** beschleunigt das Wachstum der Pflanzen; blaues Glas hält das Wachstum zurück.

**Mimosen** wachsen unter rotem Glas fünfzehnmal schneller als unter blauem.

Nach dem Glauben der Mohammedaner wird jeder Verstorbene von den sogenannten zwei Grabesengeln über die Reinheit seines Glaubens examiniert.

Der **Riesenhai** und der **Sägefisch** sind dem Menschen nicht gefährlich. Das Gebiß des ersteren besteht nur aus kleinen Zähnen, und die Säge des letzteren dient nicht als Waffe, sondern zum Abreißen von Tang und zum Aufwühlen des Bodens, um die hier lebenden Kleintiere zu erhalten.

Auf einer Fläche, die dem Bodensee an Größe entspricht (539 Quadratkilometer) könnte man bequem die gesamte Menschheit der Erde (1700 Millionen) nebeneinander aufstellen.

Das **menschliche Auge** ist imstande, einen Gegenstand zu erblicken, der den 16.000. Teil eines Quadratfußes einnimmt.

Das **Gehirn** besteht aus zwei Milliarden Zellen.

Die **Hautfarbe der Eskimos** ist bis zum zweiten Lebensjahre weiß.

Die **Chinesen** erfinden schon 128 v. Chr. die Herstellung des Papieres.

Die **Lebensdauer** einer ohne Unterbrechung fortlaufenden Silbermünze beträgt etwa siebenundzwanzig Jahre.

**Heiteres**

**Bekannter Namen.** „Ihr Roman ist nicht gerade schlecht,“ sagt der große Verleger, „trotzdem kann ich ihn nicht erwerben, weil ich grundsätzlich nur Sachen von Autoren mit bekannten Namen veröffentliche.“ — „Dundervoll,“ sagt der Autor, „ich heiße Müller.“

**Versuch — lohnend!** Ein alter amerikanischer Millionär, seit seines Lebens ein geiziger Sonderling, berief in seiner letzten Stunde den Geistlichen einer Sekte zu sich. „Glauben Sie,“ sagte er mit ersterbender Stimme, „daß meine Seele gerettet wird, wenn ich Ihrer Gemeinde eine Million Dollar hinterlasse?“ Der Geistliche überlegte einen Augenblick und antwortete dann: „Garantieren kann niemand, aber ein Versuch wäre sicher lohnend.“

**Tante** erzählt den Kindern das schöne Märchen vom Rotkäppchen und dem Wolf. „... und als der Jäger dem Wolf den Bauch aufschnitt, da stieg das Rotkäppchen mit seiner Großmutter vernünftigt heraus!“ Pause. Dann sagte der kleine Peter strafend: „Da hat der Wolf aber gar nicht gut gefaut!“

**Theophil und Emilie** feiern silberne Hochzeit. Sie sitzen mit Sträußchen und Silberkranz, gerührt auf dem Sofa und neunen die Gratulationscoure der vorbeifließenden Gäste entgegen. Die Geschenke auch. — Nur Frau Sägebiel, die brave Pförtnerin, kommt mit einem leeren Händedruck. — „Ich gann's Ihnen ja sagen,“ meinte sie treuherzig, „zum richtigen Zeitpunkt, da hab' ich keen Geld gehabt, nu freilich, und Dreckzeug haben Sie ja allene, ne wahr?“

Beim Friseur. Meier sitzt beim Friseur. Der Gehilfe säbelt ihm im Gesicht herum. Als er ihn zum vierten Male schneidet, schreit Meier auf: „Sie Feigling, geben Sie mir wenigstens auch ein Messer, damit ich mich verteidigen kann.“

**Schach-Ecke**

Geleitet von Genossen Wenzel Scharoch, Zwettnitz 65 bei Teplitz-Schöнау.

Schachaufgabe Nr. 181.  
Von Reinhold Pachmann, Tschau.  
Schwarz: Kd4, Db7, Th8, Ld2, Be7, f7. (6)



Weiß: Kc3, Tb5, h5, Lb1, Sp4, Bb2, f2. (7)  
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

**Lösungszug zu Nr. 178: Dc2-c8!**

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Bittner Richard, Fuchs Hans, Neubert Anton, Schlegel Josef, Kerschhagl Josef, sämtlich Kleinaugst; Grimmer Emil, Katharinaberg; Hahl Erwin, Nesterstz (Aufgabe ist in verbesserter Form nicht übel, wird gebracht); Beutel Wilhelm, Arnadorf b. Tetschen; Dinnebiel Emil, Tetschen; Blaha Karl, Ossek; Lösel Richard, Hochoborn; Friedrich Rudolf, Hieke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Rinošl Rudolf, Eulau; Böhm Heinrich, Jonabach; Hyna Josef und Franz, Hostomitz; Wenzel Adolf, Arnadorf b. Haida; Walter Ludwig, Robek Franz, Schmid Ferdinand, sämtlich Kwitkau; Trlitsch Gustav, Wisterschan; Mildorf Adolf, Dohnert Max, Pachmann Reinhold, sämtlich Tschau.

**1. Bezirk.**

Der Kampf um die Bezirksmeisterschaft der Sektionen Kleitscha und Türnitz endete mit 6:2 Punkten für Türnitz. Da jedoch die Türnitzer mit Spielern angetreten sind, die vom technischen Ausschuss wegen Spiels bei Bürgerlichen gesperrt sind, dürfte die Entscheidung um den Bezirksmeistertitel zwischen den Sektionen Kleitscha und Schönfeld fallen.

**2. Bezirk.**

Die Ergebnisse der 4. Runde waren folgende: Wisterschan I. gegen Eichwald 5:3 Punkte  
Zukmantel I. gegen Kleinaugst 7:1 Punkte  
Wisterschan II. gegen Zukmantel II. 4:3 Punkte (1 Hänge).  
Der Endstand des Wettkampfes Zukmantel I. gegen Wisterschan II. ist 5:3 für Zukmantel I., da beide Hängepartien für Wisterschan II. verloren gingen.

**Stand nach der 4. Runde.**

- 1. Zukmantel I. 4 Siege, 22 Punkte
- 2. Wisterschan I. 3 Siege, 22 Punkte
- 3. Wisterschan II. 2 Siege, 13 Punkte (9 H.)
- 4. Zukmantel II. 1 Sieg, 9½ Punkte (1 H.)
- 5. Eichwald ½ Sieg, 9½ Punkte (3 H.)
- 6. Kleinaugst ½ Sieg, 8 Punkte.

**8. Bezirk.**

Die Bezirkseschachleitung des 8. Bezirkes teilt uns mit, daß die Schachsparte Seestadt ihre Spieltätigkeit eingestellt hat. Trupschitz hat zwar den regelmäßigen Spielbetrieb wieder aufgenommen, nimmt jedoch an der diesjährigen Kreismeisterschaft nicht teil, weil das Vereinsturnier nicht ausgetragen wurde.

**9. Bezirk.**

Im Vereinsturnier der Schachsparte Neustadt-Straubnitz siegte Gen. Böhm Willi mit 6½ Punkten. Es folgten Böhm Kurt mit 6, Schöbel 5½, Patzner, Lösel, Blumtritt und Kammel mit je 5, Krcmbholz 4½, Moucha 2½ und Renge ohne Punkte.